

PETER EISENBERG

Das Fest der Linguisten Wie Luther die Pfingstgeschichte schreibt*

Zwar geht es sowohl in diesem Artikel als auch im gesamten Band um die Sprache und insbesondere die Schreibe von Luther, ich möchte aber zunächst einer jahrelangen Gewohnheit folgen. Sie besteht darin, dass ich stets in der letzten Vorlesung vor Pfingsten (meist war es die große Vorlesung zur deutschen Grammatik) die Geschichte des Turmbaus und dann die Pfingstgeschichte aus der Lutherbibel vorgelesen und den Studenten auch noch eine kleine Auslegung zugemutet habe, die ungefähr so aussah wie Abschnitt 1 des vorliegenden Textes.

1. Marginalien zu Babel und Pfingsten

In der zum Reformationsjubiläum erschienenen Lutherbibel lautet der Kernsatz der Pfingstgeschichte (Apostelgeschichte 2, 6): „Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt; denn ein jeder hörte sie mit seiner eigenen Sprache reden.“ Ihm steht als Kern der Geschichte vom Turmbau 1. Mose 11, 5–7 gegenüber: „Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe!“

Der Turmbau wurde vom mächtigen Nimrod aus guten Gründen beschlossen, die man mindestens zum Teil als Notwehr gegen die Übermacht Gottes angesehen hat. Das Sündenregister der Menschen seit der Vertreibung aus dem Paradies war lang und wurde mit der Sintflut bestraft, deren Folgen künftig durch den Turmbau abgewendet werden sollten. So hoch wie dieser Turm konnte keine Flut steigen. Nimrod und seine Getreuen wollten sich bei erneutem Dauerregen in Sicherheit bringen so wie sich Reiche und Mächtige unserer Zeit Bunker gegen den nuklearen Winter bauen. Ein solches Verhalten ist offenbar menschlich, wenn auch nicht besonders realistisch.

* Ein erster Versuch über Luthers Schreibweise im Neuen Testament von 1546 findet sich unter dem Titel „Jeder versteht jeden“ (Eisenberg 2005).

Ein weiterer Verstoß gegen Gottes Gebot war die Begründung der Baumaßnahme (Gen. 11, 4): „Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.“ Des Herren Gebot lautete, die Menschen hätten sich zu zerstreuen auf dem Erdkreis und die Erde untertän zu machen, nicht aber, sich irgendwo festzusetzen. Denn eben dies führe dazu, dass der Mensch allmächtig würde und Gottes nicht mehr bedürfe, ein Gedanke, der in einer ganzen Reihe von orthodoxen Gemeinden der Judenheit fortlebt mit der Folge einer radikalen antizionistischen und antiisraelischen Grundhaltung. Gottes Begründung für sein Einschreiten richtet sich in erster Linie gegen menschliche Allmacht, die als unmittelbare Fortsetzung der erkenntnisgenerierenden Ursünde in Erscheinung tritt: „nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun“. Silicon Valley steht uns heutzutage mit seiner gottlosen Hybris einer Neuerschaffung der Welt unausweichlich vor Augen.

Für unsere Disziplin ist es schwer, aus der Geschichte vom Turmbau positives Kapital zu schlagen. Zwar erhalten wir den Hinweis, es habe eine paradiesische Proto-Weltsprache gegeben, die den Menschen untereinander materielle und kognitive Kooperation ohne Beschränkung ermöglichte, aber sie wurde missbraucht, und unser Schatz von 7000 Sprachen existiere eigentlich nur, damit wir uns nicht verständigen können. Individuelle Mehrsprachigkeit bleibt außerhalb des Blicks, aber wir sollten uns nicht einreden, die Folgen des Turmbaus würden heute nicht auch immer noch positiv gesehen. Sie schlagen sich nieder in der gerade aus Sicht des Englischen häufig vertretenen These, mit dem Konzept Englisch plus Muttersprache seien die wesentlichen Anforderungen sprachlicher und kultureller Art erfüllbar: postbabelsche Einsprachigkeit einerseits, kulturelle Diversität über die Einzelsprachen andererseits. Vielfältige Erfahrungen zeigen jedoch unzweifelhaft, dass der eigentliche interkulturelle Diskurs so zum Erliegen kommt. Wohl kann jeder sein sprachliches Weltbild behalten wie es ist, aber reden kann er entweder mit seinesgleichen oder mit Sprechern des Englischen, mit niemandem sonst (z. B. Fabricius/Mortensen/Haberland 2017, dort weitere Literaturhinweise). Und der Brexit führt dazu, dass unsere Lingua franca innerhalb ihres Geltungsbereichs nur noch bei den gerade einmal fünf Millionen Iren und ein paar Maltesern Muttersprache, aber nicht einmal einzige Amtssprache ist.

Ganz ähnlich geht es uns mit Pfingsten. Der Tag wird traditionell gefeiert, weil er meist nach den Eiseheiligen liegt und kaum mehr mit Frost zu rechnen ist. Dass jeder jeden versteht, wird nicht als – wenigstens kurzfristige – Rückkehr zur paradiesischen Protosprache verstanden, sondern als Bedrohung (Apg. 2, 12–13): „Sie entsetzten sich aber alle und wurden ratlos und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden? Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: Sie sind voll von süßem Wein.“ Petrus erklärt zwar später, die Ausgießung des Geistes sei eine Gnade und ein Privileg der Frommen, aber die erste Reaktion ist Entsetzen, das man mit dem Ausweg erklären muss, es handele sich um Folgen übermäßigen Alkoholgenusses. Dieser Satz fehlt übrigens häufig bei der Bibellesung im Pfingstgottesdienst

evangelischer Kirchen. Und die Ausgießung des Heiligen Geistes selbst wird immer wieder sozusagen säkularisiert zum Anlass der Verhöhnung von Geistesmenschen genommen, man achte einmal auf die Feuilletons unserer Tageszeitungen in der Pfingstwoche.

Vom Volksmund berufen wird Pfingsten, wenn etwas durch und durch Unerreichbares zur Debatte steht, das erst dann möglich werde, wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen. Ihre Quelle hat diese Weisheit vermutlich darin, dass Ostern und Pfingsten einerseits bewegliche Feste sind, im Wort *Pfingsten* selbst jedoch der Abstand zu Ostern festgeschrieben ist. Aber auch diese Gewissheit beginnt zu wackeln. In ihrem Roman „Das Pfingstwunder“ (erschieden bei Suhrkamp 2016) schafft Sibylle Lewitscharoff immerhin die Vereinigung von Pfingsten und Himmelfahrt. Die Teilnehmer einer Tagung über die Göttliche Komödie zeigen gegen deren Ende heftige körperliche Reaktionen und reden in erweiterten Fassungen ihrer Muttersprachen, „was nach einem ziemlichen Kauderwelsch klingt“, mit einer paradiesischen Protosprache also wenig zu tun hat. Als das klemmende Fenster des Tagungsraums (wir sind schließlich in Italien) endlich geöffnet werden kann, kommt es zur Massenhimmelfahrt: „Sechsenddreißig Personen verschwunden, auf einen Schlag!“ Nur der Erzähler bleibt zurück. „Wie lange ich noch sitzen blieb, weiß ich nicht.“ Ratlosigkeit, wie sie zu Himmelfahrt und zu Pfingsten gehört. Sie gilt der Autorin als Pfingstwunder.

Wenn wir Sprachwissenschaftler Pfingsten zum Fest unserer Disziplin machen wollen – welcher Tag käme sonst in Frage? – dann vielleicht unter der Forderung „Ein Sprachwissenschaftler spricht mit jedem die Sprache, die dieser versteht.“. Es würde uns zwingen, viele unserer Erkenntnisse über Sprache und Kommunikation praktisch werden zu lassen. Ein überaus nützlicher Vorsatz.

2. Über die deutsche Orthographie von heute und bei Luther

Die folgende Charakterisierung der Schreibweise von Luther stützt sich auf die Pfingstgeschichte in Apg. 2, 1–13 in den Ausgaben des Neuen Testaments von 1522 und 1546 (siehe Anhang). In einzelnen Fällen wird auch darüber hinausgegangen, wir bleiben aber immer im 2. Kapitel mit seinen 36 Versen. Das ist eine sehr kleine Datenbasis, nach Auffassung unserer inzwischen gelegentlich datenfixierten Disziplin sicher zu klein. Mehr ist dem Verfasser unter den gegebenen Bedingungen nicht möglich und das Ergebnis des Versuchs muss zeigen, ob er der Mühe wert ist oder nicht.

Es stellen sich weitere Fragen, etwa die nach einem möglichen Einfluss des Setzers, des Druckers oder von Luthers Mitarbeitern auf die Schreibweisen. Um ihn zu kontrollieren, müssten weitere Texte aus derselben Zeit und derselben Druckerei herangezogen werden. Auch typographische Fragen stellen sich. Im Text gibt es nur einen Buchstaben *s*, nämlich das lange *s*, das wir wie gewohnt schreiben. Dasselbe gilt für das *ß* und die Umlautschreibungen. Möglich ist auch, dass die handschrift-

liche Druckvorlage Unklarheiten enthielt, etwa was die Unterscheidbarkeit von *i* und *j* oder von *u* und *v* betrifft. Wir nehmen den Text wie er ist und vertrauen auf die Weimarer Ausgabe von Luthers Werken.

Die wohl wichtigste Frage betrifft aber das zugrunde liegende Konzept von Orthographie oder auch Graphematik. Für Luthers Schreiben passt der Begriff Orthographie nicht. Denn obwohl seine Texte erhebliche normative Wirkung hatten, gibt es keine explizite Norm. Wenn beispielsweise Lerchner (2001, S. 600) für das Frühneuhochdeutsche von „normierenden Festlegungen“ spricht, die etwa die „Distribution frei variierender Zeichengruppen, z. B. von <i-j-y>, <u,v,w>“ betreffe, dann gilt jedenfalls für Luther, dass diese Zeichen von vornherein nicht frei variieren und nicht normativ, sondern funktional distribuiert sind. Soweit wir hier sehen, gibt es freie Variation in den betrachteten Texten so gut wie gar nicht. Vielmehr stellt sich jeweils die Frage, warum eine bestimmte Festlegung die Oberhand gewinnt. Selbst wenn sie normierend wirkt, ist sie in der Regel funktional begründet.

Auch für das vorausgesetzte Konzept zur Beschreibung des Gegenwartsdeutschen passt der Begriff Orthographie nicht, denn es geht jeweils um graphematische Regularitäten und nicht um Rechtschreibregeln. Zwei unterschiedliche Ansätze kommen als Denk- und Wahrnehmungssteuerung für den Blick auf Luthers Schreibweisen in Frage, nennen wir sie alphabetschriftlich und schriftsystematisch. Der alphabetschriftliche versteht Laut-Buchstaben-Beziehungen als zentral und ihre systematische Ausgestaltung als das eigentliche Ziel der Entwicklung von Alphabetschriften. Dabei können durchaus auch andere Gesichtspunkte Berücksichtigung finden. So schreibt Grubmüller (1998, S. 300):

[...] von Anfang an ist die Wiedergabe des Deutschen in der Schrift von der grundsätzlichen Korrespondenz zwischen Phonemen und Graphemen geprägt, doch kann sie ergänzt, überlappt und außer Kraft gesetzt werden durch zusätzliche Kontext- und Kombinationsregeln, durch Mängel und Unvollständigkeiten des verfügbaren Zeicheninventars ... und durch das Bemühen, auch nicht phonologische Information in der Schreibung sichtbar zu machen ..., syntaktische ..., paradigmatische ..., pragmatische ..., historische ..., stilistische und idiolektale ...

Vieles wird genannt, jedoch ohne dass es systematisch ins Verhältnis gesetzt würde.

Der Wille zur Berücksichtigung vieler und möglichst aller Faktoren, die in der Alphabetschrift des Deutschen sichtbar werden, hat zu dem jahrelangen und letztlich wenig fruchtbaren Streit über die sog. Prinzipien der Schreibung geführt mit der Folge einer Überbewertung des Alphabetischen selbst. Ganz deutlich wird das rein alphabetische Denken bei der Beschreibung der Entwicklung des Systems (ebd., 1998, S. 305):

Auf der Basis des bis zum Frnhd. herausgebildeten und im Folgenden nicht wesentlich [...] veränderten Phonem- und Grapheminventars gelten die weiteren Bemühungen im ganzen dem Versuch, den Bezug zwischen Phonem und Graphem so eindeutig wie möglich zu machen. Zu diesem Zweck ist es geboten, die Vielfalt der Zeichen für ein Phonem so weit wie möglich zu reduzieren.

Von der Vorstellung, ein Phoneminventar müsse doch eineindeutig mit einem entsprechend gebauten Grapheminventar korrelierbar sein, geht eine lang anhaltende und bis heute nicht verschwundene Faszination über das Telos von Alphabetschriften aus. Wir finden sie ganz ausgeprägt etwa bei Friedrich Gottlieb Klopstock und bei Jacob Grimm, aber auch schon viel früher als Richtschnur vieler Bemühungen um eine Systematisierung der deutschen Orthographie. Im 19. Jahrhundert lebt sie weiter vor allem in der Tradition der Schreibphonetiker und auch Konrad Duden formuliert angesichts der nicht bestreitbaren morphologischen Prägung der Orthographie seiner Zeit (1872, S. 23): „Einer vollkommenen Schrift widerstreitet sie, und hätten wir ein vollkommenes Alphabet, [...], so wäre sie unbedingt zu verwerfen.“

An jüngeren Zeugnissen für diese Sicht besteht ebenfalls kein Mangel. So lesen wir bei Vennemann/Jacobs (1982, S. 26 f.):

Da eine gute Alphabetschrift für eine Sprachausprägung nichts anderes ist als eine möglichst redundanzfreie eindeutige Darstellung der Sprachlautfolge für jedes Wort, die dt. Rechtschreibung von diesem Ideal aber bekanntlich weit entfernt ist, [...] spielt die Wortphonologie eine wichtige Rolle in der dt. – wie auch jeder anderen – Rechtschreibreform.

Nerius bleibt auch in der 4. Auflage seiner Deutschen Orthographie (2007, S. 120 ff.) unter der Überschrift ‚Phonem-Graphem-Beziehungen‘ bei einer ‚polyrelationen‘ Darstellung, in der etwa dem Phonem /i:/ die ‚Grapheme‘ *ie*, *ieh*, *ih* zugewiesen werden, was u. a. dazu führt, dass dem Wort *wir* derselbe Stammvokal zugewiesen werden muss wie dem Wort *ist*. Genauso läuft der Ansatz von Neef (2005) auf Vielfachzuweisungen hinaus, während bei Geilfuß (z. B. 2007) das Verhältnis von Lautlichem und Morphologischem unter Berücksichtigung von Paradigmenstrukturen in einen optimalitätstheoretischen Rahmen gestellt, letztlich aber nicht mithilfe von Polyrelationalitäten gefasst wird. Das amtliche Regelwerk (Rat für deutsche Rechtschreibung (Hg.) 2006, S. 17 ff.) schließlich überschreibt den entsprechenden Hauptabschnitt mit ‚Laut-Buchstaben-Zuordnungen‘. Auch hier wird, ähnlich wie bei Nerius, daran festgehalten, dass es nur um die Zuordnung von Segmenten zwischen der lautlichen und der Seite des Geschriebenen gehe, nicht aber beispielsweise um die Struktur von Silben oder Wortformen.

Der Begriff von Alphabetschrift als einer systematischen Zuordnung von Lauten und Buchstaben ist weit verbreitet. Man muss gute Gründe haben, um ein Konzept ganz anderer Art zu vertreten. Diese guten Gründe sind sowohl historischer als auch theoretischer Natur, und sie bewähren sich außerdem praktisch, beispielsweise im Orthographieunterricht.

Schrifttheoretisch liegt die These zugrunde, dass einzelsprachliche Schriftsysteme sich in ihrer Geschichte zu Mischsystemen entwickeln. Logographische Systeme nehmen silbische und phonographische Züge in sich auf, silbische orientieren sich in beide Richtungen und alphabetische konstituieren sich in der Regel als rein laut-buchstaben-bezogen, nehmen dann aber mehr und mehr silbische und logographische (d. h. hier: morphologische) Züge an. Der alphabetische Anteil wird formu-

liert als Menge von Graphem-Phonem-Korrespondenzen, die nicht alle, sondern lediglich den unmarkierten Teil des Verhältnisses von Lauten und Buchstaben erfassen. Ihr Anteil am Gesamtsystem ist bedeutend und fundierend, aber bei weitem nicht allein wirksam. Silbische und morphologische Systemanteile kommen hinzu.

Die Hypothese über Mischsysteme als Normalfall der Entwicklung von Schriftsystemen natürlicher Sprachen kann an dieser Stelle natürlich nicht in Einzelheiten verfolgt werden. Es wird aber daran erinnert, dass die Entwicklung zum Alphabet unseres Schriftenkreises genau so verlaufen ist, nämlich von der Hieroglyphe über Konsonantschriften als silbenbasiert bis ins Phönizische, dem im griechischen Alphabet die Vokalschreibungen hinzugefügt wurden.

Und der Ansatz hat längst seine vielfältige Fruchtbarkeit erwiesen, sei es in der historischen Graphematik (Voeste 2008), bei der Beschreibung von einzelsprachlichen Systemen (zum Deutschen Eisenberg 2008; Primus 2010) oder sprachvergleichend (Meisenburg 1996), in der Didaktik (Hinney 1997; Beiträge in Bredel/Reißig (Hg.) (2008)) und auch in der Vermittlung von Regelkenntnissen bis hin zur Formulierung von Rechtschreibregeln (Fuhrhop 2015; Eisenberg 2017).

Alphabetschriften machen, so wurde einmal formuliert (Haarmann 1994), eine Art historischer Regression durch, man kann auch von einem historischen Krebsgang sprechen. Aber letztlich ist all das zweitrangig. Es muss sich an Luthers Texten erweisen, ob ihre graphematische Analyse einschließlich der Veränderungen in den Ausgaben des Neuen Testaments von 1522 und 1546 eher einer rein alphabetischen oder eher einer am Gegenwartsdeutschen ausgerichteten schriftsystematischen Sichtweise Recht gibt.

3. Wie Luther schreibt: Apostelgeschichte 2, 1–13, 1522 und 1546

3.1 Großschreibung

Vielleicht am augenfälligsten überhaupt sind Veränderungen in der Großschreibung. Schon im Septembertestament findet sich eine konsequente Großschreibung der Eigennamen, was so in der einschlägigen Literatur als Stand der Entwicklung keineswegs durchgängig angenommen wird. Gerade die Pfingstgeschichte bietet ja wie wenige Texte des Neuen Testaments Anlass, das zu demonstrieren mit der Aufzählung der vorhandenen Sprachenvielfalt (1522, Vers 9 bis 11): „Parter und Meder, und Elamiter, und die da wonen in Mesopotamien, und ynn Judea und Cappadokia, Ponto und Asia, Phrygia und pamphylia, Egypten und an den enden der Libien bey Kyrenen, und außlander von Rom, Juden und Juden genossen, Kreter und Araber, wyr horen sie mit unsern zungen die grossen thatten Gottis reden, [...]“. Die Kleinschreibung von *pamphylia* beruht vermutlich auf einem Schreibfehler, 1546 wird das Wort großgeschrieben.

An der Eigennamengroßschreibung ändert sich im Text von 1546 sonst nichts, aber wohl bei der Großschreibung von Substantiven:

(1) Großschreibung der Substantive

- 1522 *pfingisten, hymel, haus, zungen, er, geyst, menner, menge, außlander, weyns*
 1546 *Pfingsten, Himel, Haus, Zungen, Er, Geist, Menner, Menge, Auslander, Weins*

Unter Entwicklungsaspekten am bemerkenswertesten ist wohl, dass bis auf *Er* (bezogen auf den niederfahrenden Geist) nur Substantive großgeschrieben werden. Ausgenommen bleiben *windes, sprache, spot*, wobei aber auch hier insofern Konsequenz vorliegt, als etwa das mehrfach vorkommende *sprache* durchgängig kleingeschrieben wird. Wir sehen Luther auf dem Weg von der Eigennamen- zur Substantivgroßschreibung, und möglicherweise gelingt es bei Berücksichtigung größerer Textmengen sogar, seine Position noch genauer zu erfassen. Nach Nerius u. a. verlief der Prozess ja im Wesentlichen über die fortschreitende Großschreibung von Bedeutungsklassen der Substantive. Er war semantisch motiviert, fand die semantisch einheitlichen Klassen aber eben vorwiegend bei den Substantiven. Was den Begriff von Substantiv selbst betrifft, ist bereits für diese Zeit ein syntaktischer und nicht ein lexikalischer Begriff fundierend (Günther/Gaebert 2011).

3.2 Von phonographischen zu silbischen Schreibungen

Die weitaus meisten Laute werden von Luther so geschrieben wie heute, und innerhalb des Textes bleibt die Schreibung von Tokens ebenso konstant wie die des größten Teils der Types. Luther hat in dieser Beziehung ein Bewusstsein vom Charakter geschriebener Texte, das bis heute unverändert gilt. Die meisten Laute werden ganz ohne graphematische Variation geschrieben, und wo eine solche angesetzt werden kann, ist sie im Allgemeinen positionsabhängig (s. u.). Wir beschreiben zunächst die Verhältnisse im Septembertestament und kommen dann auf die wichtigsten Veränderungen im Text von 1546 zu sprechen.

Das phonetisch so variantenreiche [r, ʀ usw.] wird einheitlich als *r* geschrieben (*war, waren, braussen, sprache, redeten ...*), ebenso wie die auditiv schwachen anlautenden Konsonanten [h] (*hymel, haus, heyligen, horen*) und [v] (*winds, wonen, waren, verwendete, gewaltigen, wurden*). Ein graphematisches Korrelat zum glottalen Verschlusslaut [ʔ] fehlt generell, auch daran hat sich inzwischen nichts geändert, ebenso wenig an der Schreibung *ch* für [x, ç] (*geschach, sprach, nach, sich, nicht, Gottesfurchtige*), wobei wir an dieser Stelle selbstverständlich nur die Schreibung und nicht mögliche phonetische Realisierungen und mögliche Wirkungen der Schreibung auf diese im Auge haben. Sogar die komplementäre Verteilung von *s* und *sch* für [ʃ] (*stym, sprach, spott, geschehen, schnell, fleysch*) ist ohne Ausnahme realisiert. Das [t] wird generell und auch bei starker Aspirierung als *t* geschrieben (*tag, zurteylet, gewaltigen, stym, horet*) mit der einzigen Ausnahme 1522 *thatten Gottis*, 1546 *thaten Gottes*. Ob dieses im weiteren Kontext auch in *gethan, thun* auftretende *th* als Zeichen für Aspiration oder als Längenzeichen zu verstehen ist, lassen wir offen.

Umlautschreibungen gibt es 1522 nicht, wohl aber 1546 mit *û* (*erfüllet, einmütig, Jüden*) und *ö* (*hören*). Der für das Gegenwartsdeutsche morphologisch so wichtige *a*-Umlaut erscheint noch nicht (Fleischer 1969; Bergmann 1998).

Bisher haben wir die jeweils unmarkierten Schreibungen ohne Schwierigkeiten auszeichnen können, um damit deutlich zu machen, was als phonographisch im oben (2.1) erläuterten Sinn gelten kann. Es wird aber bereits deutlich, dass unterschiedliche Schreibungen für einen bestimmten Laut von seiner Position im geschriebenen Wort und damit von silbischer Information abhängen. Dieses Vorgehen bietet sich bei weiteren Lauten an, die ebenfalls keinen Zweifel daran aufkommen lassen, welche Schreibung die unmarkierte ist. Das gilt bei den Konsonanten etwa für [p] (*predigen*), [b] (*braussen*), [d] (*dem, der*), [k] (*kam*), [g] (*geyst*), [f] (*fewrig, fiengen*), [m] (*menner*), [n] (*schnell*), [l] (*gewaltigen*) und bei den Vokalen für [e] (*erfüllet*), [a] (*als, alle*), [o] (*voll*) sowie [u] (*und, nu*). Alle Fragen betreffend Länge oder Gespanntheit bei den Vokalen oder Geminatio bei den Konsonanten bleiben im Augenblick außer Betracht. Wir kommen im folgenden Abschnitt (3.3) auf einige von ihnen zu sprechen. Vorher soll aber an einigen Beispielen demonstriert werden, wie tief bei Luther das Phonographische und das Silbische einander durchdringen und wie unangemessen es wäre, einem Laut einfach zwei unterschiedliche graphematische Entsprechungen ohne Bezug auf das Silbische zuzuweisen, wie es bereits oben (2.2) thematisiert wurde.

Das erste Beispiel betrifft die Schreibung des [ts], werde dieses nun als Einzel-laut (Affrikate) oder als Lautfolge verstanden. Luther schreibt konsequent *zungen, zurteylet, zuvor* einerseits und *gantze, verstorzt, entsatzen, letzten* andererseits. Die Anlautschreibung ist bis heute erhalten, die im Inlaut hat sich differenziert zu *ganze, verstorzen* einerseits und *entsetzen, letzte* andererseits. Das *tz* wird heute ausschließlich als Gelenkschreibung (s. u., 3.3) verwendet (dazu gehört auch *letze, letzo* mit dem Superlativ *letzt*, der zum Positiv reanalysiert wurde). Sonst schreiben wir heute generell ein *z* und wieder wird deutlich, dass Luther sich auf dem Weg zu einer silbischen Grundregel befindet.

Die beiden weiteren Beispiele betreffen die Unterscheidung der Buchstaben *i* – *ie* – *y* – *j* und *f* – *u* – *v* – *w* zur Schreibung von [f, v und u], deren jeweils zuletzt genannte es im Alphabet des klassischen Latein nicht gibt. Hier zeigen sich teilweise erhebliche Veränderungen zwischen 1522 und 1546. Wir führen ihre Vorkommen auf, wo sie für Monophthonge stehen. Die Diphthonge kommen in Abschnitt 3.3 zur Sprache. In den drei Reihen finden sich zuerst Schreibungen, die in beiden Texten unverändert sind, danach die im Text von 1546 geänderten.

(2) *i*-Schreibungen 1522 und 1546

i *Pfingsten, windes, predigen, gewaltigen, sich, mit, ist, sihe, will, sind*
y → *i* *Himmel, stimme, wir, in, darinnen*
ie *sie, die, wie, fiengen*
i → *ie* *diese, diesen*
y → *j* *jnen, jrre*
i → *j* *jglicher, jglichen*

Die Hauptbewegung verläuft in Richtung auf das einfache *i*. Sie führt mit Ausnahme der Form *sihe* zu Schreibungen, die bis heute gelten. Die Verbindung von silbentrennendem *h* und *ie* (*siehe*) war noch nicht möglich. Verschwunden sind insbesondere alle Schreibungen mit *y*, die 1522 noch gut vertreten sind und jetzt auf Diphthonge beschränkt werden. Auch die erreichten Schreibungen mit *ie* gelten mit Ausnahme von *fiengen* bis heute. Die Etymologien beziehen diesen Stamm auf germ. **fanhan* mit späteren Entsprechungen wie *fahan*, *vanghan* mit gedehntem Stammvokal. Neu ist die Verwendung von *j*. Der Buchstabe für einen Halbvokal ist beschränkt auf Wortanfänge, in denen er Zweisilbigkeit sichert. Insgesamt setzt sich die Korrespondenzbeziehung [j] → *i* auf eindrucksvolle Weise durch, die Fremdschreibung mit *y* wird zurückgedrängt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in der zweiten Gruppe von Buchstaben. Im Septembertestament findet sich folgende Verteilung:

(3) [f, v, u]-Schreibungen mit den Buchstaben *f, u, v, w* 1522

<i>f</i>	<i>erfullet, fewrig, fiengen, pfingisten</i>
<i>u</i>	<i>eynmütig, zu, nu, zungen, zurteylet, susses, Gottesfürchtige</i>
<i>v</i>	<i>vnd, von, vnter, voll, vntereinander, vnseren, verwunderten, volck</i>
<i>w</i>	<i>war, waren, gewaltigen, winds, wurden, verwunderten, wie, wyr, wonend, was, will</i>

Der Frikativ [f] wird in Autosemantika des Kernwortschatzes als *f*, in fremden Wörtern wie *Phrygia* und *Pamphylia* als das bis heute erhaltene Gräzismen-*ph* geschrieben. Das stimmhafte Gegenstück [v] erhält systematisch ein *w*, hier allerdings nur im Anlaut sichtbar. Die Schreibung des [u] entspricht ebenfalls weitgehend der heutigen Regelung und es bleibt als Besonderheit lediglich das *v*. Hier haben wir einerseits den Anlaut von Wörtern aus geschlossenen Klassen (*vnd, vnter, vnser*) und andererseits die begrenzte und bis heute erhaltene Schreibung des [f] (*von, voll, Volck* sowie das Verbalpräfix *ver*), über die in jeder modernen Orthographie viel gerätselt wird. Eine bemerkenswerte Veränderung im Bereich der *u*-Schreibungen betrifft den Umlaut [y], der 1546 konsequent mit der Form *ü* (*erfüullet, eynmütig, gottesfürchtige*) markiert wird (s. u.). Insgesamt ist die *u*-Schreibung phonographischer geregelt als die *i*-Schreibung, die stärker auf Silbisches bezogen und in dieser Richtung stärker verändert wird. Wir kommen damit zu einigen Schreibweisen, die von vornherein nur silbisch zu verstehen sind, aber teilweise noch in den Kinderschuhen stecken.

3.3 Silbische Schreibungen

Das auffälligste silbenstrukturelle Merkmal der Wortschreibung im Gegenwartsdeutschen ist die Geminatation von Konsonantbuchstaben dann, wenn das phonologische Wort in der entsprechenden Position einen ambisilbischen Konsonanten, ein sog. Silbengelenk, aufweist (Schärfungsschreibung). Die graphematische Distinktion besteht zum einfachen Konsonantbuchstaben wie in Minimalpaaren des Typs

Schotte – Schote, schwellen – schwelen. In (4) sind die Geminaten aus beiden Texten in der Reihenfolge ihres ersten Vorkommens zusammengestellt. Zuerst werden die Schreibungen von 1522, dann die von 1546 aufgeführt, und zwar nur dort, wo es Abweichungen in der einen oder anderen Richtung gibt.

(4) Geminatation von Konsonantbuchstaben 1522 und 1546

<i>erfullet</i>	<i>stym – stimme</i>
<i>alle</i>	<i>denn</i>
<i>hauffen</i> (keine Entsprechung 1546)	<i>darynnen</i>
<i>schnell – schnelle</i>	<i>genossen – Judengenossen</i>
<i>braussen – brausen</i>	<i>ynn – in</i>
<i>sassen</i>	<i>grosse</i>
<i>auff</i>	<i>thatten – thaten</i>
<i>voll – vol</i>	<i>Gottis</i>
<i>vnnd – und</i>	<i>will – wil</i>
<i>Gottfurchtige</i>	<i>yrre</i>
<i>menner</i>	<i>hattens</i>
<i>allerley</i>	<i>spott – spot</i>
	<i>susses</i>

Von den insgesamt 25 Geminaten sind immerhin 16 im Gegenwartsdeutschen korrekt. Zehn von ihnen sind echte Gelenkschreibungen. Ganze zwei Formen mit einem Buchstaben, der einem ambisilbischen Konsonanten entspricht, haben in keinem der Texte eine Geminat (*Himel, zusamen*). Fünf Formen sind im späteren Text im Sinne der Gelenkschreibung korrigiert (*brausen, und, in, stimme, thaten*), bei vier Formen ist das nicht der Fall (*sassen, auff, grosse, susses*).

Bei drei von den Letzteren liegt allerdings eine Schreibung mit *ss* vor, die heute einem *ß* gewichen wäre. Das *ß* kommt 1522 zweimal vor, beide Male in *auff* (*auff zu sprechen, auflender*) und etwas später im Kapitel noch in *weyßsagen*. 1546 ist es verschwunden. Der Buchstabe existiert, hat aber seine spätere Funktion als Distinktionsschreibung für das stimmlose [s] (*Muße – Muse, reißen – reisen*) noch nicht gefunden. Luther schreibt das *ss*, wo es die Schweizer heute verwenden.

In drei Fällen wird eine aus heutiger Sicht regelhafte Geminatation aufgegeben (*vol, wil, spot*). Es findet also nicht eine einfache Bewegung in Richtung auf das spätere System statt. Aber wenn man überhaupt von Bewegung in eine bestimmte Richtung sprechen möchte, dann kommt nur diese in Frage. Nehmen wir die *ss*-Schreibungen dazu, dann sind im späteren Text 19 Schreibungen korrekt, also fast 80 Prozent. So ein Ergebnis aus einem einzigen, kurzen Text schreit natürlich nach Evaluation anhand längerer Texte. Der Autor erlaubt sich, es trotzdem eindrucksvoll zu finden, ähnlich wie oben die Großschreibung der Substantive.

Eine Gelenkschreibung wird im Gegenwartsdeutschen generell durch mehrere Buchstaben realisiert, nicht immer allerdings durch Geminatation. Zu den anderen Formen gehören das *ck* (*Backe*), das *tz* (*Katze*) und das *ng* für den velaren Nasal [ŋ] (*Zange*). Das *ck* kommt als Gelenkschreibung nicht vor, die beiden anderen sehr

wohl (*zungen, satzt, menge, entsetzten*, zum *tz* auch 3.2). Das Reden von Gelenkschreibungen wird damit weiter gestützt.

Bei den silbenstrukturell fundierten Dehnungsschreibungen geht es heute vor allem um das stumme *h* mit den beiden Vorkommen Dehnungs-*h* (*stehlen, Kohle*) und silbentrennendes *h* (*drohen, Truhe*). Es würde zu weit führen, die Eigenschaften beider Schreibweisen im Gegenwartsdeutschen an dieser Stelle in den Einzelheiten zu erläutern, und wir gehen auch nicht der Frage nach, wie weit das silbentrennende *h* zur Zeit Luthers tatsächlich ein stummes *h* war, sondern wir beschränken uns auf die Darlegung ihres Vorkommens in den beiden Texten.

(5) Vorkommen des stummen *h*

Dehnungs- <i>h</i>	silbentrennendes <i>h</i>
<i>yhn – jnen</i>	<i>sahe</i>
<i>yhren – jren</i>	<i>sihe</i>
<i>wonend</i>	<i>eingehen</i>
<i>oren – ohren</i>	<i>geschehen</i>
<i>wehnet</i>	<i>sehen</i>
<i>verkeren</i>	<i>ehe</i>

Das Dehnungs-*h* steht nur dort, wo es auch heute stehen kann, nämlich vor einem einzelnen Sonorantbuchstaben zwischen Vokalbuchstaben. Den heute typischen Schreibungen von pronominalen Formen (*ihr, ihn, ihnen, ihm*) war Luther 1522 schon nahe, gab sie aber zugunsten der Schreibung mit *j* auf. Bei *wonen, verkeren* fehlt das *h*, bei *ohren* kommt es 1546 hinzu. Es drängt sich die angesichts der geringen Materialgrundlage allerdings etwas waghalsige These auf, dass Luther die notwendigen Bedingungen für diese *h*-Schreibung beachtet hat, ihre Grundlagen also nicht mehr verändert werden mussten. Auch heute wird dieses *h* ja nur in etwa der Hälfte aller Fälle geschrieben, in denen es stehen könnte. Möglicherweise hat sich hier im Prinzip bis heute kaum etwas geändert.

Ganz klar sind die Verhältnisse anscheinend beim silbentrennenden *h*, das genau dort erscheint, wo es auch heute steht. Offenbar ist die Überbrückung des Hiat mit der Vermeidung der Aufeinanderfolge heterosilbischer Vokalbuchstaben eine hinreichend starke Motivation für die Realisierung dieser Schreibung. Das silbentrennende *h* wird ja im Kernwortschatz des Gegenwartsdeutschen praktisch ohne Ausnahme geschrieben.

Auch die Diphthongschreibungen bilden ein System im Übergang. Im Gegenwartsdeutschen sind sie vollständig mit Vokalbuchstaben in fester Verteilung auf die erste und die zweite Position realisiert, unabhängig von ihrer Lauttreue: *ai, ei, au, eu*. Bei Luther gibt es Äquivalente zu den drei letztgenannten, ein Äquivalent zu *ai* fehlt. Das ist insofern von Interesse, als das *ai* auch im Gegenwartsdeutschen trotz seiner Lauttreue als markierte Schreibung gegenüber *ei* gilt (*Mai, Saite, Hain* gegenüber *frei, Seite, kein, Schwein*). Die drei Diphthongschreibungen sehen so aus:

(6) Diphthongschreibungen

<i>eynmutig</i> – <i>einmütig</i>	<i>hauffe</i>	<i>fewrig</i> – <i>fewrig</i>
<i>eynes</i> – <i>eines</i>	<i>braussen</i>	<i>euch</i> – <i>euch</i>
<i>zerteylet</i> – <i>zerteilet</i>	<i>haus</i>	<i>ewren</i> – <i>ewren</i>
<i>heyiligen</i> – <i>heiligen</i>	<i>auff</i>	<i>ewre</i> – <i>ewre</i>
<i>geysts</i> – <i>Geists</i>	<i>auff</i>	<i>trewme</i> – <i>trewme</i>
<i>allerley</i> – <i>allerley</i>	<i>auff</i>	
<i>seyne</i> – <i>seiner</i>	<i>auff</i>	
<i>weyns</i> – <i>Weins</i>	<i>auff</i>	

Sichtbarste Veränderung ist die vom *ey* zum *ei*. Sie wird konsequent mit der einen Ausnahme *allerley* vollzogen. Bedenkt man, dass die Diphthongschreibung *ey* bis ins 19. Jahrhundert gar nicht selten auftritt, ist Luther hier modern. Beim *au* gibt es keine Veränderungen, die moderne Schreibung mit Vokalbuchstaben ist bereits erreicht. Nicht erreicht ist sie beim lautfernten Schreibdiphthong, dem *eu*. Die Schreibung mit Vokalbuchstaben taucht einmal auf, in den anderen Fällen wird der zweite Bestandteil konsonantisch geschrieben (*fewrig* usw.). Zwar gibt es eine lang anhaltende Diskussion darüber, ob der zweite Bestandteil der schließenden Diphthonge im Gegenwartsdeutschen eher als vokalisch oder eher als Halbvokal oder Approximant anzusehen sei, und insofern ist die Schreibung *ew* durchaus diskussionswürdig. Aber dem modernen System mit seiner einheitlichen Schreibung widerspricht sie. Wann und wie sich diese durchsetzt und wie die vierte im System angelegte Schreibung *ai* dazukommt, bleibt an dieser Stelle offen.

Werfen wir zum Schluss einen Blick auf die Schreibung der Reduktionssilben. Für Luther ist Schwa der einzige Vokal, der regelhaft in Flexionsendungen auftaucht, und er schreibt ihn in den meisten Fällen auch so, d. h. solche Endungen werden ausgeschrieben, z. B. *erfüllet*, *braussen*, *sassen*, *zungen*, *sahe*, *wurden*, *wonend*, *wonen*, *eines*, *höret*. Es gibt auch Fälle, in denen sie nicht geschrieben werden (*Geists*, *redten*, *andern*), deren Status aber durchaus verschieden ist und im Zusammenhang einer ausführlicheren Grammatik der Zeit zu klären wäre. Schließlich zeigen sich aber auch Veränderungen im Sinne von mehr Schreibungen der Schwasilbe: *schnell* – *schnelle*, *winds* – *windes*, *satzt* – *satzte*, *yhn* – *jnen*, *stymm* – *stimme*, *sprach* – *sprache*, *geporn* – *geboren*, *Gottis* – *Gottes*. Auch sie sind morphologisch nicht einheitlich, markieren aber eindeutig die Richtung zu einer modernen, auf Explizitlautung beruhenden Form von Schriftlichkeit.

3.4 Morphologische Schreibungen

Wie oben (3.2) erwähnt, folgt Luther einer Auffassung vom geschriebenen Text, die bis heute Gültigkeit hat: Im Geschriebenen mit seinen fixierten Formen hat ein Wort in einem gegebenen Text stets dieselbe Form, auch wenn Variantenschreibungen im System existieren und im Gebrauch sonst vorkommen. Das gilt nicht nur für Tokens, sondern es gilt auch für Types und führt zu dem, was man Morphemkonstanz in einem ganz simplen Verständnis nennt. Wenn nichts dagegen spricht, ha-

ben Stämme und Affixe weitgehend dieselbe Form. Luther folgt diesem Grundsatz und schreibt in diesem Sinn morphologisch. Abweichungen wie bei *euch* – *ewre* oder *geschach* – *geschehen* sind selten und betreffen Fälle besonderer Art. Gerade bei diesem strukturell tiefsten Prinzip bedarf eine aussagekräftige Abschätzung seiner Reichweite allerdings eines erheblichen Aufwandes (Ruge 2004).

Als Paradefall für die Durchsetzung des morphologischen Prinzips gilt allgemein die Nichtbeachtung von Auslautverhärtung sowie der daran gebundenen g-Spirantisierung. Für das Überspringen von Auslautverhärtung bei Plosiven finden sich im 2. Kapitel der Apostelgeschichte die Beispiele in (7).

(7) Auslautverhärtung

- a. *tage* – *tag*, *wurden* – *wird*, *reden* – *redten*, *habe* – *habt*, *sage* – *gesagt*, *ergeben* – *ergab*
- b. *winds*, *wonend*, *hub*, *kund*, *stund*, *brod*

Die für das Gegenwartsdeutsche gültige Regularität ist so gut wie durchgängig verwirklicht, sogar ‚Übeneralisierungen‘ (*brod* ← ahd. *brôt*), auch bei Wörtern des Nahbereichs (*sind*) und als historische Schreibungen (*und* ← *unde*) finden sich. Eine abweichende Schreibung wie *tausent*, die in der weiteren Umgebung unseres Textes auftritt, ist schon etwas Besonderes.

(8) g-Spirantisierung

- a. *offenbarlich*, *teglich*, *jglich*
- b. *einmütig*, *selig*, *fewrig*, *selbigen*, *heiligen*, *gewaltigen*

Was das Überspringen der g-Spirantisierung betrifft, lässt sich lediglich feststellen, dass Luther eine konsequente Unterscheidung der Suffixe *lich* und *ig* vornimmt. Die Realisierung des *ig* mit Frikativ gilt zwar für das Gegenwartsdeutsche als standardsprachlich (Duden 2015), weist aber eine erhebliche regionale Variation auf (König 1989). Damit sind wir erneut bei der weitergehenden Frage, wie weit die Interpretation der Daten vor dem Hintergrund der Verhältnisse und insbesondere der Lautung im Gegenwartsdeutschen trägt. Mihms gründliche Untersuchung stellt für Luthers Zeit fest: „Die als vorbildlich geltenden Aussprachenormen des ‚Gemeinen Deutsch‘ und des Meißnischen kannten keine Auslautverhärtung [...]“ (Mihm 2004, S. 197 f.). Luther schreibt aus heutiger Sicht morphologisch. Das ist alles, was man sagen kann.

4. Fazit und zurück zu Pfingsten

Luthers Schreibweise befindet sich mitten im Übergang weg von einer Dominanz des phonographischen Prinzips. Ihre Bedeutung für die Herausbildung eines überregionalen Schreibstandards liegt weniger im Ausgleich als überregionalem Kompromiss, sondern bei der höheren Abstraktheit seiner Schreibweisen im Sinne ab-

nehmender Lauttreue. Abnehmende Lauttreue bedeutet zunehmende Verträglichkeit mit unterschiedlichen Lautungen.

Gerade wenn man, wie Mihm (2004) oder Nerius (Hg.) (2007) überzeugend vor Augen führen, die zentrale Bedeutung von Diskontinuitäten und inkonsistenten Erscheinungen für die Gesamtentwicklung einer Sprache anerkennen muss, mag es trotzdem erlaubt sein, einen Luthertext mit seiner Gestalt im Gegenwartsdeutschen direkt zu vergleichen.

Wie in Abschnitt 3.1 herausgestellt, ist die moderne, syntaktisch fundierte Großschreibung als Folie für ein Verständnis von Luthers Schreibweisen fruchtbarer als ein lexikalischer Ansatz. Und kürzlich wurde gezeigt, dass man auch in der Zeichensetzung auf diesem Weg am besten vorankommt. Frank Kirchhoff (2016, ähnlich auch schon Günther 2000) untersucht in seiner Kölner Dissertation die Interpunktion im Matthäusevangelium beginnend mit einem Plenarium aus dem Jahr 1482 und schreitet dann über die Lutherbibel 1545 (die gegenüber der posthumen von 1546 nicht die letzten Revisionen eigener Hand enthält) bis zur Ausgabe von 1984 fort. Alle Texte und insbesondere auch der von 1545 werden, was das Komma betrifft, auf dem Hintergrund moderner und am Gegenwartsdeutschen entwickelter Interpunktionskonzepte untersucht. Das bedeutet: Kirchhoff verwendet die Begrifflichkeit syntaktischer Kommatierung. Festzuhalten bleibt lediglich, dass Luther anstelle des (seit dem 18. Jhdts überwiegend verwendeten) Kommas mit der Virgel interpungiert.

Im Matthäusevangelium von 1545 werden fast 100 % der asyndetischen und 80 % der syndetischen Koordinationen mit Virgel versehen, dazu zwischen 70 und 100 % der Herausstellungen (nur Interjektionen liegen wesentlich darunter), weiter über 90 % der Objekt- und Adverbialsätze und sogar 60 % der inkohärenten Infinitivkonstruktionen (Kirchhoff 2016, S. 87 ff.). Etwas durchwachsener ist die Lage bei den Relativsätzen, aber auch hier sind die Differenzierungen weitgehend syntaktisch rekonstruierbar. Kirchhoff wendet sich ausdrücklich gegen die in der Sprachgeschichtsschreibung lange virulente Auffassung, das Komma sei bis ins 18. Jahrhundert weitgehend ein rhetorisches Komma gewesen (2016, S. 59 ff.).

Damit kann man mit guten Gründen behaupten, Luthers Schreibweisen seien in den Kernbereichen der Graphematik des Deutschen modern im Sinne der Regelmäßigkeiten des Gegenwartsdeutschen. Was man sieht, ist in den Details erstaunlich, aber es liefert auch einen Teil der Erklärung dafür, dass jeder die Lutherbibel letzter Hand bis heute so gut lesen und verstehen kann. Wir wollen uns nicht zu der Behauptung aufschwingen, unsere Sprachgeschichtsschreibung liege mit ihren Verweisen auf das rein Alphabetische bei der Buchstabenschreibung, auf das Lexikalische bei der Großschreibung und auf das rhetorische Komma prinzipiell falsch. Aber für die Lutherbibel letzter Hand kommt man mit einem direkten Bezug auf das Schriftsystem des Gegenwartsdeutschen offenbar weiter. Angesichts der immer noch gewaltigen lautlichen, morphologischen und syntaktischen Vielfalt in den Regionalsprachen des deutschen Sprachgebiets ist das beinahe ein Pfingstwunder: Mit etwas Konzentration versteht jeder die Lutherbibel letzter Hand.

Literatur

- Bredel, Ursula/Reißig, Thilo (Hg.) (2011): Weiterführende Orthographieerwerb. Baltmannsweiler.
- Bredel, Ursula/Müller, Astrid/Hinney, Gabriele (Hg.) (2010): Schriftsystem und Schriftenerwerb: linguistisch – didaktisch – empirisch. Berlin.
- Bergmann, Rolf (1998): Das morphologische Prinzip in der Rechtschreibreform und ihrer Diskussion. Synchronisches Prinzip und historischer Sprachgebrauch bei den Umlautgraphemen <ä> und <äu>. In: Sprachwissenschaft 23, S. 167–183.
- Duden (2015): Das Aussprachewörterbuch. 7., komplett überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin.
- Duden, Konrad (1872): Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Angaben. Leipzig.
- Eisenberg, Peter (2005): Jeder versteht jeden. In: Berner, Elisabeth/Böhm, Manuela/Voeste, Anja (Hg.): Ein grofs und narhaft haffen. Festschrift für Joachim Gessinger. Universität Potsdam, S. 117–130.
- Eisenberg, Peter (2008): Grundlagen der deutschen Wortschreibung. In: Bredel, Ursula/Reißig, Thilo (Hg.) (2008), S. 83–95.
- Eisenberg, Peter (2017): Deutsche Orthografie. Regelwerk und Kommentar. Verfasst im Auftrag der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Berlin/Boston.
- Fleischer, Wolfgang (1969): Phonem und Graphem bei der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: Die deutsche Sprache. (= Kleine Enzyklopädie 11). Leipzig, S. 229–233.
- Fabricius, Anne H./Mortensen, Janus/Haberland, Hartmut (2017): The lure of internationalization: paradoxical discourses of transnational student mobility, linguistic diversity and cross-cultural exchange. In: High Education 73, S. 577–595.
- Fuhrhop, Nanna (2015): Orthographie. Heidelberg.
- Geilfuß, Joachim-Wolfgang (2007): Stammkonstanz ohne Stützformen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 26, S. 133–154.
- Grubmüller, Klaus (1998): Sprache und ihre Verschriftlichung in der Geschichte des Deutschen. In: Besch, Werner et al.(Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin/New York, S. 300–310.
- Günther, Hartmut (2000): „... und hält den Verstand an ...“ – Eine Etüde zur Entwicklung der deutschen Interpunktion. In: Thieroff, Rolf et al. (Hg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen, S. 276–286.
- Günther, Hartmut/Gaebert, Désirée-Kathrin (2011): Das System der Groß- und Kleinschreibung. In: Bredel, Ursula/Reißig, Tilo (Hg.), S. 96–106.
- Haarmann, Harald (1994): Entstehung und Verbreitung von Alphabetschriften. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin/New York, S. 329–347.
- Hinney, Gabriele (1997): Neubestimmung von Lerninhalten für den Rechtschreibunterricht. Ein fachdidaktischer Beitrag zur Schriftaneignung als Problemlösungsprozeß. Frankfurt a. M. u. a.
- Kirchhoff, Frank (2016): Von der Virgel zum Komma. Die Entwicklung der Interpunktion im Deutschen. Univ. zu Köln.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning.

- Lerchner, Gotthard (2001): Geschichte der deutschen Sprache. In: Fleischer, Wolfgang et al. (Hg.): Kleine Enzyklopädie der deutschen Sprache. Frankfurt a. M. u. a., S. 512–647.
- Lewitscharoff, Sibylle (2016): Das Pfingstwunder. Berlin.
- Luther, Martin (1929): D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe Weimar 1883 ff. Abt. 3: Die Deutsche Bibel, Bd. 6, S. 422–423.
- Meisenburg, Trudel (1996): Romanische Schriftsysteme im Vergleich. Eine diachrone Studie. Tübingen.
- Mihm, Arend (2004): Zur Geschichte der Auslautverhärtung und ihrer Erforschung. In: Sprachwissenschaft 29, S. 134–206.
- Neef, Martin (2005): Die Graphematik des Deutschen. Tübingen.
- Nerius, Dieter (Hg.) (2007): Deutsche Orthographie. Hildesheim u. a.
- Primus, Beatrice (2010): Strukturelle Grundlagen des deutschen Schriftsystems. In: Bredel, Ursula/Müller, Astrid/Hinney, Gabriele (Hg.), S. 9–45.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (Hg.) (2006): Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Amtliche Regelung. Tübingen.
- Ruge, Nikolaus (2004): Aufkommen und Durchsetzung morphembezogener Schreibungen im Deutschen 1500–1770. Heidelberg.
- Vennemann, Theo/Jacobs, Joachim (1982): Sprache und Grammatik. Darmstadt.
- Voeste, Anja (2008): Orthographie und Innovation. Die Segmentierung des Wortes im 16. Jahrhundert. Hildesheim u. a.

Anhang

Apostelgeschichte 2, 1–13, 1522

Das Ander Capitel.

Und als der tag der pfingisten erfüllet war, waren sie alle ehnmutig zu hauffe, ²vnd es geschach schnell ehn braussen von hymel, als eynes gewaltigen winds, vnd erfüllet das ganze haus, da sie saffen, ³vnd man sahe an yhn die zungen zurteylet, als weren sie fetwrig, vnd er saht sich auff eynen iglichen vnter yhn, ⁴vnd wurden alle voll des heyligen gehsts, vnd fiengen an zu predigen mit andern zungen, nach dem der gehst yhn gab auß zu sprechen.

⁵Es waren aber Juden zu Jerusalem wönend, die waren Gottfurchtige menner, auß allerley volck, das vnter dem hymel ist, ⁶Da nu dise stym geschach, kam die menge zu samen vnd wurden verstorcht, denn es horet ehn iglicher, das sie mit seyrer sprach redten, ⁷sie entsahten sich aber alle, verwunderten sich vnd sprachen vnternander, *Sihe, sind nicht dise alle, die da reden, von Gallilean, ⁸wie horen wir denn, ehn iglicher seyne sprach, darinnen wir geporn sind? ⁹Parter vnd Meder, vnd Elamiter, vnd die wir wonen ynn Mesopotamien, vnd ynn [Bl. LXXXIII = Bij] Judea vnd Cappadokia, Ponto vnd Asia, ¹⁰Phrygia vnd pampthlia, Egypten vnd an den enden der Libien bey Cyrenen, vnd außlender von Rom, ¹¹Juden vnd Juden genossen, Kreter vnd Araber, wir horen sie mit vnsern zungen die groffe thatten Gottis reden, ¹²sie entsahten sich alle, vnd wurden yrre vnd sprachen, eyrer zu dem andern, was will das werden? ¹³die andern aber hattens yhren spott vnd sprachen, sie sind voll suffes wehns.*

Apostelgeschichte 2, 1–13, 1546

II.

Vnd als der tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig^{fa} bey einander. ²Vnd es geschach schnelle ein brausen vom Himmel, als eines gewaltigen windes, vnd erfüllet das ganze Haus, da sie saßen. ³Vnd man sahe an jnen die Zungen zerteilet, als weren sie fetwrig, Vnd Er sazte sich auff einen iglichen vnter jnen, ⁴vnd wurden alle vol des heiligen Geists, vnd fiengen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist jnen gab aus zusprechen.

⁵**E**s waren aber Jüden zu Jerusalem wonend, die waren gottfürchtige Menner, aus allerley Volck, das vnter dem himel ist. ⁶Da nu diese stimme geschach, kam die Menge zusamen, vnd wurden verstörzt, Denn es höret ein iglicher, das sie mit seiner sprache redten. ⁷Sie entsakten sich aber alle, verwunderten sich, vnd sprachen vnternander, Sihe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galilea? ⁸wie hören wir denn, ein iglicher seine sprache, darinnen wir geboren sind? ⁹Parther vnd Meder, vnd Elamiter, vnd die wir wonen in Mesopotamia, vnd in Judea, vnd Cappadocia, Ponto vnd Asia, ¹⁰Phrigia vnd Pamphylia, Egypten, vnd an den enden der Sybien bey Cyrenen, vnd Auslender von Rom, ¹¹Jüden vnd Jüdegenossen, Creter vnd Araber, wir hören sie mit vnsern Zungen, die grossen thaten Gottes reden. ¹²Sie entsakten sich alle, vnd wurden irre, vnd sprachen einer zu dem andern, Was wil das werden? ¹³Die andern aber hattens jren spot, vnd sprachen, Sie sind vol süßes Weins.